

Die Entscheidung [Fortsetzung]

Autor(en): **Bosshart, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **19 (1929)**

Heft 7

PDF erstellt am: **27.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635410>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche

Nr. 7
XIX. Jahrgang
1929

in Wort und Bild

Bern,
16. Februar
1929

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 3379

Die kleine Macht.

Von Clara Sorrer.

Ketten trag ich, starke Ketten,
Wie kein Schmied sie fester schweißt!
Dennoch wandr' ich kraftgehoben:
Denn die Ketten muß ich loben,
Die mir ketten Leib und Geist.

Fragest du, wem dies gelungen,
Wer des Kreiseins mich beraubt:
Sieh, von Armdchen fest umschlungen
Reig' ich mich, von Lieb, bezwungen,
Über meines Kindes Haupt.

Und ich segne Blick und Händchen,
Segne ihre Zaubermacht,
Die da herrscht ob meinen Stunden,
Die mein Innerstes gebunden,
Und mich doch so seig macht.

Die Entscheidung.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 7

Am dritten Abend, als Doktor Niederer rasch etwas zu sich genommen hatte und wieder ins Schlafzimmer eintrat, traf ihn ein jäher Schrecken. Tilde hatte sich in der kurzen Zeit stark verändert, ihr Gesicht war bläulich geworden, ihr Puls noch rascher als zuvor, kaum noch zu zählen und zu fühlen war er, auf ihrer Stirne lag Schweiß. Er nahm wahr, daß auch die Herztöne des Kindes schwächer wurden. Er warf einen Blick auf die Hebamme und sah, daß sie ihn mit seltsam fragenden harten Augen anlockte. Was hatte sie so zu starren? Was erwartete sie von ihm? Er riß seine Uhr heraus. Es schien ihm furchtbar zu sein, daß es schon halb neun Uhr war, und er stieß kaum hörbar hervor: „Halb neun! Höchste Zeit!“

Die Hebamme wiederholte dumpf: „Ja, höchste Zeit!“ „Passen Sie wohl auf“, raunte er ihr zu, „ich bin gleich wieder da! Verlieren Sie sie keinen Moment aus den Augen.“ Er stürzte hinaus. Vor der Türe stieß er auf die Haushälterin. Sie hatte ein weißes Taschentuch in der Hand und schien etwas zu sprechen oder zu fragen, aber er verstand nichts. Er eilte in sein Sprechzimmer hinab, den Ort seiner geheimsten Gedanken und Entschlüsse, und riegelte sich ein, zweimal drehte er den Schlüssel, instinktmäßig, er durfte jetzt keinen fremden Blick auf sich dulden. Er warf sich auf einen Stuhl und drückte sich mit den Händen die Schläfen zusammen, er wußte, daß er nun seinen ganzen Verstand und Willen aufbieten mußte. Durch die Wände tönte ein Aufschrei Tildes, er verschloß sich die Ohren, ohne die Schläfen deshalb freizugeben. Und nun wälzten sich die Gedankenbrocken steinschwer heran: „Die Verantwortung ist nun doch auf dich gerollt. Du mußt eingreifen, retten und zugleich töten; in den nächsten Mi-

nuten. Der Fall liegt so unglücklich, daß eines von beiden verloren ist, dein ist die Wahl. Zwischen Frau und Kind. Wenn nicht ein Wunder geschieht, ist in einer halben Stunde eines der beiden tot, nach deiner Entscheidung. Und tust du nichts, so sind beide verloren!“ Er schauderte: „So muß ich mein Kind morden, ihm den Kopf anbohren, ich, der Vater!“ Er sprang auf und beugte sich vor, als wollte er sich den Schädel an der Wand einrennen.

Wieder tönte ein Schmerzensstoß zu ihm herab, mahnend, drängend. Er stürzte sich auf die Chaifelongue und wühlte das Gesicht ins Kissen: „Ein Wunder, ein Wunder!“ Er glaubte wirklich in diesem Augenblick an die Möglichkeit eines Wunders. Könnte er nur einschlafen, um ohne Qual auf das Wunder warten zu können. Tilde mußte es doch überstehen, es war ja die einzige Gelegenheit, daß sie ein Kind haben konnte, an ein zweites war nicht zu denken, und ein so trefflicher Mensch mußte sich doch in einem Kind fortsetzen, das verlangte die Gerechtigkeit. „Sie muß selber entscheiden, ich will sie fragen, und wenn ich sie auch erschrecken muß. Aber ich weiß ja, was die Gute sagen würde: „Rette das Kind!“ Ja, das würde sie sagen. Wirklich? Hat sie nicht seit Wochen vor dem Tod gezittert? Wer stirbt gern mit einundzwanzig Jahren? Es war eine Torheit, daß ich sie nicht ins Spital brachte, ich hätte nicht nachgeben sollen, ein Mann kann doch nicht zwischen seiner Frau und seinem Kind wählen. Oh, daß ich das nicht vorausah! Die Verantwortung! Die Verantwortung! Die verfluchte Beruf! Bin ich denn ein Metzger oder ein Heger?“ So rasten die Gedanken durch sein Hirn. Das Gewissen pochte in ihm: „Es ist sträflich, so lange zu warten! Du weißt doch, was man zu tun hat, wenn einem nur die

Wahl zwischen Mutter und Kind bleibt!“ — „Nein, das weiß ich wirklich nicht!“ schrie er auffpringend überlaut. „Ist das denn ausgemacht? Irgendwo gehehlich festgelegt? Hat schon ein Richter darüber entschieden? Ich weiß von nichts!“ Sein Professor für gerichtliche Medizin hatte einst im Kolleg erwähnt, ein katholischer Kirchenlehrer habe die Regel aufgestellt, im Zweifel sei die Mutter zu opfern, denn das Kind sei ungetauft und seine Seele gehe durch den Tod bei der Geburt für alle Ewigkeit verloren, die Mutter aber sei getauft und so vor ewiger Verdammnis gerettet. Doktor Niederer wußte wohl, daß ihn diese Lehre nicht das geringste anging, aber der Gedanke, daß das furchtbare Blatt vor ihm zwei Seiten habe, beruhigte ihn doch etwas.

„Alles hat seine zwei Seiten!“ stieß er hervor und lief im Zimmer auf und ab. „Gottlob, alles hat seine zwei Seiten! Zwei verschiedene Seiten! Links und rechts, links und rechts, und ich zwischendrin. Man hat mir immer gesagt, ich sei ein Zwiespalt, der Vater hat's gesagt und der Lehrer und Olga, alle, die ich kannte. Albert Schwarz-Weiß! Richtig, so nennt mich der alte Herr. Nun also? Aber ich muß heraus aus dem Zwiespalt!“ Er riß den Instrumentenkasten auf und starrte auf die kalten blanken Sonden und Scheren und Klingen. Er faßte das Perforatorium an: „Mit dir also soll ich den Kopf meines eigenen Kindes durchbrechen! Hab' ich dich dazu gekauft, du Ungeheuer!“ Er faßte die Geburtszange, die daneben lag, und wog gewissermaßen beide Instrumente in den Händen gegeneinander ab. Welches sollte er gebrauchen? Das Perforatorium war der Tod des Kindes, die Zange der Tod der Mutter. Es fiel ihm auf, daß er die Zange in der rechten Hand hielt. War das ein Wink? Er legte die Instrumente weg, tauchte die Hände in ein Becken mit Lösslösung, das auf einem Stuhl stand, und wusch sie. Da wurde sein Blick von einem metallischen Schimmer angezogen, dem Beschlage des Geldschrankes. „Aha, da bist du auch! Natürlich! Wie dich und prozig und selbstlicher du dahest! Ein Bankier bist du mit sattgestrochem Bauch. Du eben bist's! Da hilft kein Verschweigen, Albertus Niederer! Der Schrank eben ist's.“ Und nun war ihm, der Geldschrank reiße ein breites Maul auf und heraus klapperten die Worte: „Das Kind beerbt die Mutter und der Vater das Kind.“ Dieses Wort war es, das die ganze schreckliche Zeit in Doktor Niederer rumort und Auslaß verlangt hatte. Es war das Wort eines Bauern, vor Jahren, in der Frauenklinik. Der Professor hatte ihn beiseite genommen und ihm gedämpft eine Frage vorgelegt. Darauf hatte der Bauer vernehmlich jenen Satz gesprochen. „Soll das heißen, daß Sie die Mutter opfern wollen?“ fragte der Professor. Statt eine gerade Antwort zu geben, erwiderte der Bauer: „Stirbt die Mutter vor dem Kind, erbt das Kind, stirbt dann auch das Kind, erbt der Vater.“ Darauf tat der Professor seine Pflicht. Damals geschah das Wunder: Kind und Mutter blieben am Leben, und zehn Tage später fuhr der Bauer frohmütig und mit lachendem Gewissen die beiden nach Hause.

„Oh, wer die festen Füße eines Bauern hätte“, stöhnte Doktor Niederer. „Ich bin eben nur ein Sticker!“ Er vernahm wieder einen Schrei der Wöchnerin, ohne Kraft dies-

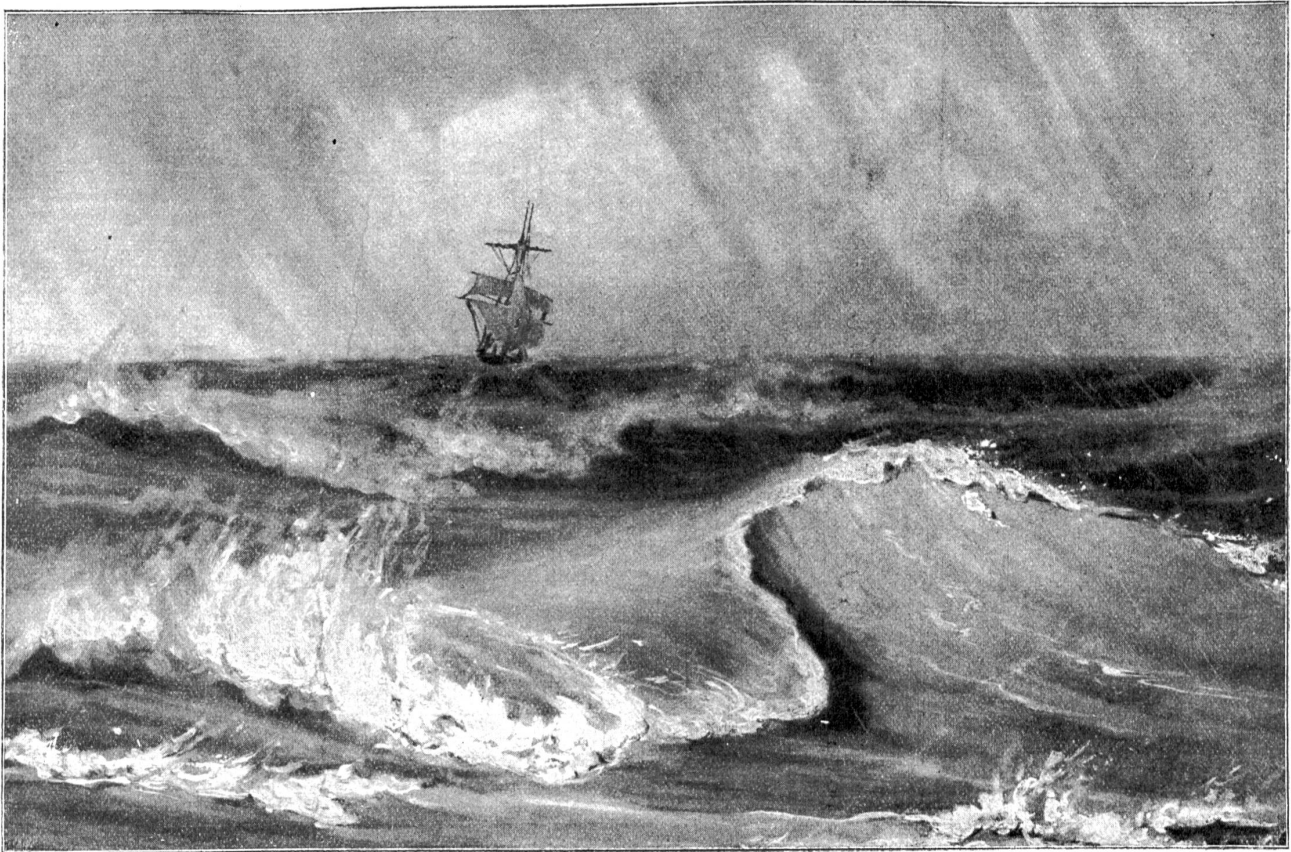
mal. Er besann sich, zog die Uhr hervor und sagte tonlos: „Die Zeit ist um.“ Er meinte vielleicht die Zeit für das Wunder. „Zwanzig Minuten vergeudet. Worauf wartest du noch?“ Hastig ergriff er die beiden Instrumente und zwischen ihnen, dem Tod der Mutter und dem Tod des Kindes, stürzte er hinaus und die Treppe empor. Was er wollte, wußte er noch nicht, der Entschluß war bewußt noch nicht gefaßt. Er wollte es auf die Sekunde, auf eine Erleuchtung ankommen lassen.

Als er ins Schlafzimmer trat und dem zornig besorgten Blick der Hebamme begegnete, wurde er ganz Arzt. „Ruhig sein und die Hoffnung nicht verlieren“, sagte er fest, ob für die Ohren Tildes, die teilnahmslos dalag, oder für die der Hebamme, oder für die eigenen, war nicht zu erraten. „Ich will dir die Schmerzen etwas lindern, liebes Kind“, sagte er zu Tilde und füllte die Morphinumspritze. „Nun reich' mir den Arm.“ Als er ihr die Einspritzung gemacht hatte, blickte er ihr in die matten Augen, etwas schau, etwas schelmhaft. Vielleicht war es das letztemal, daß er sie ungeboren sah. Er näherte sich dem Tischchen, auf das er die Instrumente gelegt hatte, starrte einen Augenblick darauf, entfernte sich nochmals, um auf die Herztöne des Kindes zu horchen, und packte dann mit festem Griff eines der Instrumente. Es war die Zange.

Nach einer Viertelstunde hielt er das Kind in den Händen. Aber der Schrei war ausgeblieben. Der Arzt stieß ein kurzes: „Ha!“ hervor. War es im letzten Augenblick noch erstickt? Ohne Zeit zu verlieren, ohne sich lange um die Wöchnerin zu kümmern, begann er Wiederbelebungsversuche anzustellen, gleichmäßig mit Aufbietung aller Ruhe. Es war für den starken Mann keine körperliche Anstrengung, und doch rann ihm der Schweiß schwer über die Stirne. „Es muß zum Leben kommen, es muß, es muß!“ sagte er sich innerlich beständig vor. Und wirklich drang nach etwa fünf Minuten der erste Atem in die kleine Brust. „Das Wunder, Tilde!“ schrie er. Aber dann war er am Ende seiner Kraft. Die Hebamme, die sich unterdessen um die Mutter bemüht hatte, nahm ihm das Kind ab und er ließ sich gebrochen auf einen Stuhl fallen. Er stierte ins Leere, bis ihn die Stimme der Hebamme aufschreckte: „Ich glaube, sie verabschiedet uns.“

Er sprang auf, stützte das Hörrohr auf Tildes Herz und sank dann wieder auf seinen Stuhl zurück. Er sah zwischen der Leiche seiner Frau und dem Kinde, und sein dumpfer Blick ging zwischen den beiden unsicher her und hin, oder er heftete sich auf den blutbefleckten Ärmel seines Operationsmantels. Er hörte die Türe gehen und wußte, daß es die Haushälterin war, der die Hebamme eben geklingelt hatte. Aber er sah nicht nach ihr. Plötzlich schoß er in die Höhe und drehte das Licht ab. Nur nicht sehen und gesehen werden! Die beiden Frauen, die sich um die Leiche bemühten, schrien geängstigt in der Dunkelheit auf: „Machen Sie doch Licht.“ „Ich renne davon!“ „Das ist ja grausig!“

Er drehte das Licht wieder an, beugte sich über Tilde und dann über das Kind und fühlte einen furchtbaren Satz gegen das Geschöpfchen in sich aufsteigen. „Ist es lebensfähig?“ warf er der Hebamme zu. Sie wunderte sich, daß der Arzt sie das fragte, und antwortete: „s wird schon leben,



E. Romahn: Sturmwellen.

das arme Würmchen.“ Das Wort traf ihn. Er schoß einen bösen Blick auf sie ab und forschte in ihren Zügen, ob sie etwas Besonderes gemeint habe. Aber ihr Gesicht blieb eine steinerne Maske. Da riß er sich den Operationsmantel von den Schultern und leuchtete: „Ich bin außerstand, hier zu helfen, tun Sie, was sich gebührt.“

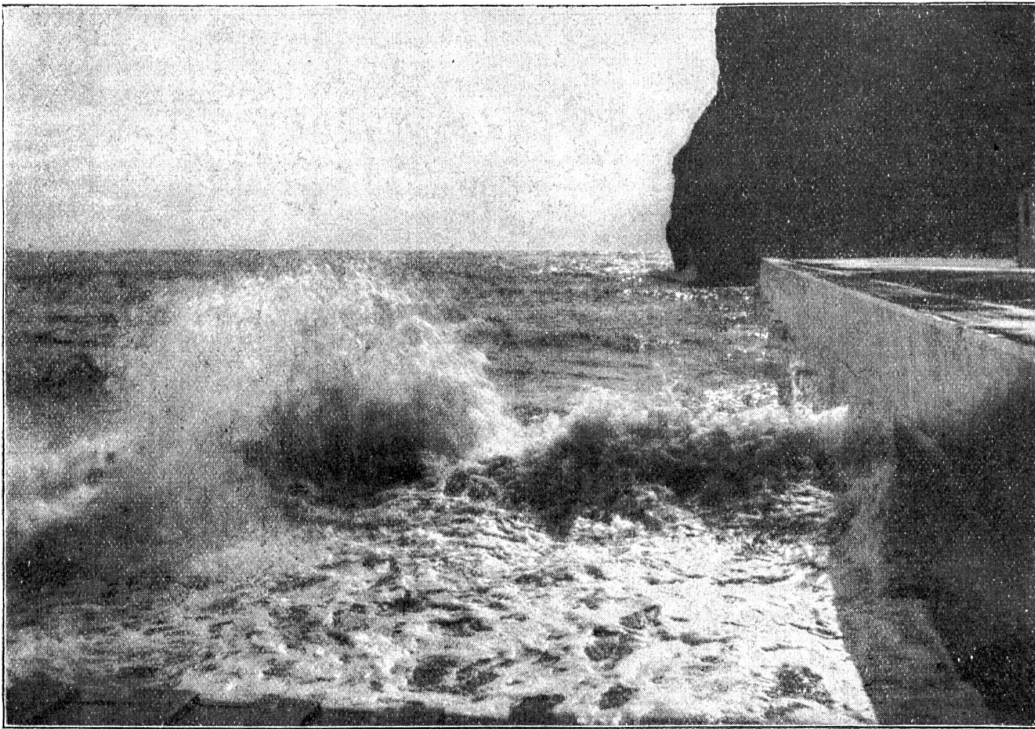
Er stieg in sein Konsultationszimmer hinab. Sein erster Blick fiel auf das Beden mit der blassen Inzollung, und die Luft wandelte ihn an, es auszutrinken, es in einem wilden Zug zu leeren. Er entdeckte Blut an seinen Händen und streckte sie weit von sich, angeekelt. „Ihr Blut, du Mörder. Jetzt ist sie also tot.“ Das Blut an den Händen fing an hart zu werden, ihn zu pressen, seine Nerven widerpenstig, kribbelig zu machen. Er tauchte die Hände in das Inzoll und rieb sie aneinander sauber. Dann plötzlich fielen ihm Tropfen aus den Augen. „Du hast den schönen, guten Menschen, den du geliebt hast, geopfert, um eines unbeschriebenen Blattes, eines Fragezeichens, eines Wurmes willen!“ Bei diesem Gedanken drehte er sich unwillkürlich gegen den Kassenschrank, der in seiner alten Ruhe und Kälte an der Wand lehnte. „Du Hund, warum lachst du nicht? So lach' doch!“ knirschte er und warf sich auf die Chaiselongue. „Ich bin müde, ich muß schlafen, ich bin furchtbar müde, ich muß lange schlafen“, wiederholte er dumpf und drückte sich die Augen zu. Umsonst. Wilde Gedanken rannten gegen ihn an, es war ein Rasteltreiben, um die Besinnung zu verlieren. Dauerte es an, so mußte die Gehirnschale platzen. Er sprang auf und nahm ein Betäubungsmittel, ohne die Tropfen genau zu zählen. „Warum nicht einen

ganzen Schluck?“ suchte er sich zu verführen. „Du bist jetzt Vater“, kroch es ihm wie Hohn über die Lippen, „du mußt dich dem Kind erhalten!“ und wieder fühlte er den Haß gegen das Neugeborene in sich aufflammen. Er nahm nochmals eine Dosis Schlaftröpfchen und schlief dann ein. Als er wieder erwachte, brannte noch die elektrische Lampe über ihm, neben der Chaiselongue stand die Hebamme. Sie mochte schon einige Zeit auf ihn herabgeredet, ihn wohl auch geschüttelt haben, er hörte ihre Stimme: „... kommen, ich traue ihm nicht, Sie müssen kommen! Hören Sie! So erwachen Sie doch!“

„Ich weiß schon“, erwiderte er, „es muß sterben, das ist nichts zu ändern. Der Mörder muß sterben.“

Nun stürzte auch noch die Haushälterin herein: „Ich glaube, es ist tot.“

„Es ist sicher tot“, entgegnete der Doktor dumpf. „Es ist nicht um des Lebens willen zum Leben gekommen, drum mußte es sterben. Es ist um einer Sache willen zum Leben gekommen, drum ist es zu einer Sache geworden. Aha, Sie sind noch da? Sie verstehen mich nicht? Was wollte ich denn sagen? Ich habe es vielleicht mit der Zange verlegt. Das wollte ich sagen. Die Operation war auch gar schwer. Aber gehen Sie jetzt, gehen Sie beide, besorgen Sie alles nach Gutdünken, ich bin zu nichts mehr fähig. Drehen Sie das Licht ab, warum haben Sie es nicht schon lange abgedreht? Es ist ja unterdessen Morgen geworden, das ist doch der Tag in den Scheiben? Wenn Patienten kommen, so schicken Sie sie wieder heim, sagen Sie ihnen, der Doktor



Meeresbrandung. Nach einer künstlerischen Aufnahme von C. J. von Dühren.

dann in regelmäßigen Abständen jene herrlichen, schaumlosen, blauen Wellenberge zu erzeugen, die das Entzücken der Badenden bilden. Berühmt sind diese Wellen unter dem Wendekreis des Krebses zur Zeit der Herbstwindstillen, in dem sich zum Golf von Darien vereinigen Teile des Antillanisches, die alles wegzufegen drohen und die doch so harmlos sind.

Die Wellen und Wogen des Meeres sind schon oft Gegenstand eingehender wissenschaftlicher Studien gewesen. Die Auswirkung ist nämlich volkswirtschaftlich viel bedeutungsvoller als man anzunehmen geneigt ist. Nicht die ab und zu verheerende Naturgewalt ist in erste Linie zu stellen. Die

könne nicht kommen, er sei furchtbar müde. Oder sagen Sie, ich sei tot. Ja, ja, sagen Sie ihnen ganz einfach, ich sei tot, dann werden sie schon gehen!" Entsetzt entfernten sich die Frauen. Kein Zweifel, er war nicht mehr bei sich.

Doktor Niederer streckte sich wieder aus und schlief sofort ein, die Tropfen wirkten noch nach. (Schluß folgt.)

Es wogt das Meer!

„Plätschernd wirft von West der Wind,
Fröhlich spielend wie ein Kind,
Well' auf Well' an Deichstrand,
Spinnend Band um Silberband“.

Ernst Schmid.

Es ist etwas Eigenartiges um die Wogen und Wellen des Meeres. Stundenlang kann man am Strande stehen, kann dem Wellenschlag zuhören, der in regelmäßigen Wechsel das Ufer bespült. Heute verebben sie leis und leicht am sandigen Strand, atmen ungeheure Ruhe, jene Ruhe, von der Nikolaus Lenau singt:

„Sturm mit seinen Donner schlägen
Kann mir nicht wie du
So das tiefste Herz bewegen,
Tiefe Meeresruh.“

Morgen aber kräuselt ein sanfter Wind die Wellenberge, krönt sie mit weißem Schaum, wirft sie höher und höher, daß sie deine Füße befeuchten. In diesem Wechsel liegt die Anziehungskraft des Meeres, die mit jener des Gebirges zu wetteifern vermag, die in ihren Bann zwingt, die die Menschen, die je dieses Spiel genossen, stets wieder ans Meer lockt. Von dem Wechselspiel geht eine Kraft aus, die stärkt und hebt. Und welch' feine Bilder der elementaren Wucht bietet erst das Sturmgebräus, bietet die wilde Brandung der felsigen Steilküsten, die meterhoch den weißen, giftigen Schaum dir ins Gesicht schleudert!

Gar selten ist das Meer ganz ruhig. Immer hat es Wind oder leichte Brisen, die die Meeresoberfläche in Bewegung halten. Sie wirken selbst in windstillen Stunden in langen, langsamen Schwingungen nach und vermögen

Wellen haben auch eine segenspendende Seite. Die Wogenbildung vergrößert die Berührungsfläche von Wasser und Luft ganz beträchtlich. Das ermöglicht dem Wasser die Aufnahme eines größeren Quantums Sauerstoff aus der Luft. Der größere Sauerstoffgehalt des Wassers aber wirkt sich in der Entwicklung des tierischen Lebens im Meer günstig aus. Dort also, wo die Sauerstoffabsorption sehr kräftig ist, ist auch das tierische Leben sehr üppig. Die schönsten Korallen finden sich daher in der Brandungszone, während sie im ruhigen Meer leicht absterben. Und durch die Riffe, die die Korallen bauen, sorgen sie für die Fortdauer der Brandungsbewegung!

Endlich verdanken wir den Meereswellen jene mächtigen Strömungen, die auf weite Landstriche von klimabestimmendem Einfluß sind. Indirekt hilft freilich der Wind mit, die Wellen und Wogen aber sind es, die die Bewegung weitertragen. Wir erinnern an den Golfstrom. Die gleichmäßigen, ziemlich starken Winde über weite Gebiete des Ozeans verursachen in der Passatregion eine starke Meeresströmung, die sich über den Atlantischen Ozean bis nach Europa und in den hohen Norden auswirkt. Sie bringt die warmen Wasser der atlantischen Küsten her, mildert das Klima, ermöglicht eine Vegetation auch in nördlichen Breiten. So sind in Europa in Breitengraden volkreiche Siedlungen, wo auf der amerikanischen Seite Eis und Schnee ihr ständiges Regiment führen. Es ist daher begreiflich, wenn die Amerikaner dem Golfstrom eine andere Richtung geben möchten.

Stunde um Stunde, Tag um Tag, rollen mit stets gleichbleibender Wucht die Brandungswellen an die Küsten. Ein gewaltiger, seit Jahrtausenden bestehender Kampf spielt sich da ab, wie er größer und großartiger nicht gedacht werden kann. Unermüdlich nagen die Wellen am härtesten Gestein. Sandkörnchen um Sandkörnchen wird ausgewaschen, der ganze Fels unterhöhlt, bis er eines Tages donnernd einstürzt. Und sofort sind die Wogen zur Stelle, um das Zerstörungswerk fortzusetzen. Es ist, wie Otto Baching sagt, ein ungleicher Kampf, der sich da abspielt, denn die Felsen haben nur einen passiven Widerstand zu leisten, während die Wellen als der aggressive Teil immer